

**Holger Impekoven: Die Alexander von Humboldt-Stiftung und das Ausländerstudium in Deutschland 1925–1945. Von der „geräuschlosen Propaganda“ zur Ausbildung der „geistigen Wehr“ des „Neuen Europa“ (= Internationale Beziehungen. Theorie und Geschichte, Buch 9), Bonn: Vandenhoeck & Ruprecht unipress 2013, 522 S.**

Rezensiert von  
Claudia Baumann, Leipzig

Impekovens umfassende Studie zur Rolle der Alexander von Humboldt-Stiftung im Nationalsozialismus ist in den Kontext des seit Mitte der 1990er Jahre anhaltenden Trends zur geschichtswissenschaftlichen Erforschung von Wissenschaftsförderorganisationen in Deutschland zu setzen. Von besonderer Bedeutung ist hier die Hinwendung zur „auswärtigen Kulturpolitik“ und der Ambivalenz zwischen Wissenschaft als per se international und zugleich intensiv beteiligt an der Verwirklichung des ultimativ Nationalen. Mit der Alexander von Humboldt-Stiftung rückt die akademische Mobilität in den Vordergrund, die Impekoven als eine «in soziales Handeln umgesetzte Ausprägung von Internationalität von Wissenschaft» definiert. Es handelt sich hier weniger um die Geschichte einer eigenständigen Institution wie beispielsweise bei der DFG, sondern um die Geschichte eines vom Auswärtigen Amt finanzierten Stipendienprogramms, das die

kulturpolitische Methode des «Multiplikatorenprinzips» in den Vordergrund rückt. 1925 fand ein Wechsel in der Zielsetzung zur Förderung ausländischer Studenten statt, bei dem Preußisches Kultusministerium, das Reichsministerium des Innern und die Hochschulkonferenz gemeinsam im Auswärtigen Amt beschlossen, finanzielle Förderung weniger von karitativen Kriterien abhängig zu machen, sondern Begabung und „Deutschfreundlichkeit“ zu priorisieren. Da es dem Auswärtigen Amt «aus außen- und innenpolitischen Gründen nicht zweckmäßig» schien, als Initiator und Geldgeber in Erscheinung zu treten wurde die Humboldt-Stiftung als «Camouflage» gegründet; mit einem populären Namen, der eine bereits längere Existenz der Stiftung suggerierte.

Zwischen 1925 und 1930, den ersten fünf Jahren der Stipendienarbeit, gingen bei der Alexander von Humboldt-Stiftung zwischen 250 und 320 Bewerbungen pro Jahr ein, dem eine Zahl von 50-60 Bewilligungen, größtenteils an Studenten aus Bulgarien, Jugoslawien und Ungarn, gegenüberstanden. Die geografische Präferenz erklärt Impekoven mit der „kulturpolitischen Hinwendung zum Balkan“, die Teil einer Außenpolitik war, die in Südosteuropa ein „informal empire“ aufzubauen plante. Impekoven lehnt die These eines schematischen Länderquotensystems allerdings ab und schlägt stattdessen, durchaus überzeugend vor, dass die Bewilligungen in einer Art Wechselwirkung zwischen Bewerberlage und außenpolitischer Intentionen gesehen werden müssen. So waren es einerseits hohe Bewerberzahlen, die durchaus Einfluss hatten als auch das aktive politische Bemühen um Studenten aus Ländern, aus denen zunächst kaum Nach-

frage bestand, wie zum Beispiel Indien. Stipendien wurden zu 60% an Geisteswissenschaftler vergeben, weil diese Studenten am ehesten als „ideale Multiplikatoren und wirkungsvolle Vertreter Deutschlands“ gesehen wurden, da diese doch über die „Fähigkeit, in einer Gemeinschaft zu wirken, allgemeine Interessiertheit an politischen und kulturellen Dingen und eine gewisse Gewandtheit im Umgang mit anderen Menschen verfügten“.

Impekoven versteht es, die aufwändig beschafften Datensätze zur Stipendienvergabe, in das großgeschichtliche Narrativ einzubetten und schafft es mittels Rückbindung an zentrale Akteure wie Kurt Goepel geschickt zwischen nationaler, institutioneller Ebene und individueller Ebene zu wechseln. Kurt Goepel begleitete als zentrale Figur die Stiftung von Beginn an und bestimmte die Stipendienpolitik entscheidend mit. So traf er zum Beispiel die Vorauswahl für Kandidaten, nahm an gemeinschaftlichen Ausflügen teil und wohnte im Clubhaus in Berlin. Gemäß Goepels Verständnis sollten die Eigenschaften „wissenschaftliche Fähigkeit, Interesse für allgemeine politische und andere Fragen und Gemeinschaftsgeist“ besonders gefördert werden um das Ziel eines idealen Multiplikators zu verwirklichen. Der Weg dorthin in den ersten Jahren der Stipendienarbeit sollte eher eine „privat geübte Gastfreundschaft sein und keine gouvernementale“ wie in Frankreich. Die Jahre 1925 bis einschließlich 1933, die Impekoven als „geräuschlose Propaganda“ beschreibt, markieren einen Paradigmenwechsel in der deutschen Politik. War das Ausländerstudium im Kaiserreich zuvor hauptsächlich von skeptischen, xenophoben und rassistischen Beweggründen ge-

prägt gewesen, so trat nun der Nutzen für die Revisionspolitik und die Aufhebung politischer Isolierung in den Vordergrund. Die Methode der „pénétration pacifique“, die in der Weimarer auswärtigen Kulturpolitik auf langfristige Wirkung ausgelegt war, unterschied sich wesentlich von der daraufhin folgenden nationalsozialistischen Kulturpolitik.

Dem rapiden Rückgang der ausländischen Studierenden nach Hitlers Machergreifung wurde mit einer Ausweitung des Stipendienprogramms entgegengewirkt, was im Verlauf der nächsten Jahre zehn Prozent aller ausländischen Studenten, deren Zahl sich im Jahr 1938/1939 auf 4.098 belief, zu einer Finanzierung verhalf. Obwohl Kontinuitäten in der Stipendienpolitik wie der Fokus auf Geisteswissenschaften und die Region Südosteuropa deutlich zu erkennen waren, wurde die Vergabe durch die Beteiligung nationalsozialistischer Stellen doch deutlich ideologischer. So belegt die Anweisung vom März 1935, nach der „Bewerber jüdischen Blutes (die bis dahin 18% der Stipendiaten ausmachten) von der Einreichung eines Stipendiengesuches abzuhalten sind“, dass politische Aktivität im Sinne des Nationalsozialismus vor 1939 in der Humboldt-Stiftung stattfand, entgegen den Beteuerungen Goepels nach 1945. Eine Verschiebung zugunsten politischer statt wissenschaftlicher Kriterien lässt sich an zahlreichen Beispielen beobachten. So wurden flämische, ukrainische, bulgarische Studenten als auch Studenten aus dem Nahen und Mittleren Osten und Afghanistan aus kriegsstrategischen Gründen zunehmend bevorzugt.

Im letzten Teil des Buches stehen die Stipendien während des Zweiten Weltkriegs im Mittelpunkt, was, wie Impekoven be-

tont, von besonderer Bedeutung ist. Für diese Zeit bestand bisher fälschlicherweise die Annahme, dass die akademische Auslandsarbeit sukzessive zurückging. Nachgewiesenermaßen ist jedoch das Gegenteil der Fall und die Förderung von ausländischen Studenten stieg nach Kriegsbeginn signifikant an. Ziel war die Durchsetzung kultureller Hegemonie, die zur Untermauerung der politischen beitragen sollte. Mit Hilfe der Stipendien und den Deutschen Wissenschaftlichen Instituten, die in den Ländern eröffnet wurden, sollten die Eliten von der kulturellen Überlegenheit Deutschlands überzeugt werden. Dazu kamen auch kurzfristige besatzungspolitische und militärstrategische Notwendigkeiten, die eine Militarisierung der Stipendienarbeit mit sich führte. Bis März 1945 wurden die Stipendien noch ausbezahlt; danach verläuft sich die Spur vieler Stipendiaten in den Nachkriegswirren. Viele fanden sich als „displaced persons“ wieder oder emigrierten nach Übersee, wie zum Beispiel der Ukrainer Ivan „John“ Demjanjuk. Impekoven hat einige Quellen finden können, die auch Berichte von Studenten beinhalteten, was wesentlich zum Erkenntnisgewinn des Lesers beiträgt. Davon auszugehen, dass Stipendiaten als eine homogene Gruppe zu verstehen sind, deren alleinige Motivation politischer Natur ist, würde zu kurz greifen, insbesondere unter Berücksichtigung der langen Zeitspanne. Kurt Goepel, langjähriger Leiter der Humboldt-Stiftung wurde nach Ende des Krieges als „Mitläufer“ verurteilt und galt im Bundeskanzleramt sowie im Auswärtigen Amt als weitgehend unbelasteter Experte, der sogar für die Neugründung der Alexander von Humboldt-Stiftung 1953 wieder im Gespräch war.

Insgesamt handelt es sich bei Impekovens Studie um eine eindruckliche Arbeit, die reich an Quellen und exzellent in ihrer Formulierung, nicht nur den Mehrwert einer zeitintensiven Promotion aufzeigt, sondern – und das vor allen Dingen – die Notwendigkeit deutlich macht, mit der weiterhin nationalsozialistische Vergangenheit aufgearbeitet werden muss. Kritischer Anmerkung bedarf es hier wenig: Den Beginn akademischer Mobilität mit einem Zitat von Friedrich Barbarossa schmückend auf die Ära der *societas scholarium* zu verorten, ist stilistisch durchaus ansprechend, unterschlägt allerdings Wanderungsbewegungen jenseits europäischer Gefilde, so z. B. zu den „ancient seats of learning“ in Takshasila, Nalanda und Vikramsila im heutigen Indien aus weitentlegenen Regionen wie dem heutigen China und Korea im 7. Jh. v. Chr. Überhaupt dürfen einige Argumente, wenn vor einem globalen Kontext betrachtet, in ihrem absoluten Anspruch hinterfragt werden. „Dass kein anderes Land zwischen 1850 und 1914 für ausländische Studenten attraktiver war als Deutschland“ (S. 43) und es „das Gravitationszentrum internationaler akademischer Mobilität darstellte“ (S. 44), bietet zu große Angriffsfläche für Wissenschaftler, die versuchen, sich studentischer Migration näherungsweise global zu widmen. In ihrer jüngst veröffentlichten Studie sprach z. B. Gracia Liu-Farrer für den gleichen Zeitraum Japan besondere Bedeutung als Ziel chinesischer Studentemigration zu. Zwischen 1896 und dem Beginn des Zweiten Weltkriegs waren mehrere zehntausend Chinesische Studenten nach Japan gekommen, um sich wissenschaftliches, militärisches und soziales Wissen anzueignen. Derlei Bei-

spiele finden sich mittlerweile zu häufig, was den sparsamen Gebrauch an Superlativen hinsichtlich der Sonderstellung Deutschlands empfiehlt. Abschließend sei erwähnt, dass Impekoven den Begriff „Ausländerstudium“ nicht ausschließlich historisch verwendet (S. 43), womit er sich in guter Gesellschaft befindet, hat doch die Hochschulrektorenkonferenz erst im Jahr 2009 den „Nationalen Kodex für das Ausländerstudium an deutschen Hochschulen“ verabschiedet. Eichenhaft überdauert dieser Begriff in so mancher deutscher Wissenschaftsinstitution die Zeit, wenngleich das Wort „Ausländer“ aus dem Sprachgebrauch längst verschwunden ist und in den Begrifflichkeiten international oder global weitaus inkludierendere Varianten gefunden hat.

**Roger D. Marwick / Euridice Charon Cardona: Soviet Women on the Frontline in the Second World War, Basingstoke: Palgrave Macmillan Publishing 2012, 305 S.**

Review by  
Robert Dale, London

Between 1941 and 1945 over a million women saw military service in the Red Army and partisan units. This excellent book tells the story of the participation of these women in a genocidal and misogynist war of unprecedented scale and violence. Roger Markwick and Euridice Charon Cardona weave together an analysis of state

policy towards women in military service, with a social and cultural history of the everyday experience of life and death on the frontlines. The book's central objective is to explain how and why so many Soviet women came to be on the frontlines of this brutal conflict, and why they fought for the repressive Stalinist regime. This is counterbalanced by exploring the popular experience of military service: the everyday hardships, shortages, frustrations, uncertainties and risks of women's military service. In addressing these areas the book makes important contributions to the understanding of Soviet women's participation in modern industrialized warfare, the nature of the Stalinist state, and women's place within wider society.

For readers familiar with the history of other fronts and armies during the Second World War, there will be much that is unfamiliar and surprising about the history of Soviet women's military service. However, the study of Soviet women in the Red Army and partisans organizations is not uncharted territory. Anna Krylova, for example, has explored how the presence of Soviet women on the frontlines reshaped notions of gender. Her book focuses on many of the same exemplary personalities as this study, albeit with different conclusions.<sup>1</sup> Roger Reese has devoted two chapters of a recent book exploring the Red Army's military effectiveness to charting the historical precedents for, motivations and experience of female soldiers. Reese, like the authors of the present study, asks why so many women fought for such a repressive regime.<sup>2</sup> These works, and several others, are briefly referenced in the introduction. But the book would have benefited from a more detailed historiographical